





Vanessa Roggeri

DAS WILDE *Herz* DES  
*Wacholders*

Roman

Aus dem Italienischen von  
Esther Hansen

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Deutsche Erstausgabe 2015  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2013 Garzanti Libri S.r.l., Mailand  
Gruppo editoriale Mauri Spagnol  
Titel der italienischen Originalausgabe:  
«Il cuore selvatico del ginepro»  
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe:  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung nach einem Entwurf von  
Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter  
Verwendung eines Fotos von Trevillion  
Images/Maurizio Blasetti  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Gesetzt aus der Haarlemmer 10,5/14' und Poetica  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26061-9

## PROLOG

Das Dach war an mehreren Stellen eingebrochen. Im Hof wucherte hoch das Unkraut. Ich, mein älterer Bruder und meine kleine Schwester standen reglos unter dem großen Tor und sahen uns bekümmert an. Vor der Reise waren wir uns unschlüssig gewesen, was mit dem Geburtshaus unserer Mutter geschehen sollte. Deshalb hatten wir den Ort sehen wollen, wo sie geboren und aufgewachsen war, um herauszufinden, was nach ihrem Tod noch von ihr blieb. Doch nun, angesichts dieses trostlosen Verfalls, fühlten wir uns plötzlich leer, verloren, als hätte unsere Reise ihren Sinn eingebüßt.

Durch das Meer aus Unkraut bahnte ich mir einen Weg bis zur Haustür. Eine Stimmung friedlicher Verlassenheit lag über dem großen Haus der Zaras, eine so vollkommene Stille, dass ich den Widerhall meines Herzschlags hören konnte. Das Anwesen meiner Vorfahren musste früher einmal sehr prächtig und gut geführt gewesen sein. Schritt für Schritt ging ich darauf zu, während ich mir vorzustellen versuchte, wie meine Mutter hier als Kind gespielt hatte. Und plötzlich, in diesen Augenblicken, fanden Fragmente alter Geschichten, die den Rahmen meiner Kindheit gebildet hatten, auf einmal zu neuer Form und Gestalt.

Meine Mutter hatte es geliebt, uns Kindern Geschichten

zu erzählen. Durch ihre Augen hatte ich eine ganze Welt erblickt, und in ihrer Stimme hatte ein Zauber gelegen, der uns einspann in ein feines Netz aus Träumen. Doch erst hier und jetzt, als Erwachsene, nachdem der Nebel meiner Kindheit sich gelichtet hatte, und mitten im Hof der Zaras, verstand ich, dass es keine reinen Fantasiegebilde gewesen waren, sondern dass sich in ihren Geschichten eine unendlich härtere Wirklichkeit und wichtige Dinge verborgen hatten. Dinge aus der Vergangenheit und dem Leben meiner Mutter, die auf einmal alle einen Sinn ergaben.

Wie von einer tröstlichen Wahrheit gewärmt, drehte ich mich um und blickte in das ernste Gesicht meines Bruders und die tränengefüllten Augen meiner Schwester. Wer mich in diesem Moment gesehen hätte, wäre wohl überzeugt gewesen, dass ich nicht zur Familie gehörte, dass ich keine Tochter Lucia Zaras war, die ihren Tod betrauerte, denn auf meinem Gesicht erschien ein Lächeln.

In ihren letzten Lebensjahren hatte meine Mutter häufig gesagt, dass das Haus in Baghintos ihr irdisches Erbe für uns Kinder sei. Sie hatte sich daran geklammert, als sei dies ihre einzige Kraftquelle, ohne zu ahnen, dass sie uns längst etwas anderes, ganz und gar Wunderbares hinterlassen hatte.

Nein, das Erbe unserer Mutter war nicht dieses leere Haus. Wir hatten erst den langen und anstrengenden Weg in dieses gottverlassene Dorf zurücklegen müssen, um zu begreifen, dass ihr wertvollstes Geschenk Mutters Geschichten waren, die Lehrstunden dieser starken und mutigen Frau. Und dieselben Geschichten erzähle ich heute meinen Kindern, und diese werden sie eines Tages an ihre Kinder weitergeben, sodass der unsichtbare Faden, der uns alle verbindet, niemals abreißen wird.





# 1

*Baghintos, 31. Oktober 1880*  
*Die Nacht auf Allerseelen*

**T**zia Mercede war nicht sonderlich groß und rund wie ein Laib Brot, doch ihre Arme waren stark und wussten ein Kind aus dem Bauch der Mutter zu ziehen, wenn der Moment dazu gekommen war. Schwarz wie ihre Röcke und ihr mit violetten Blümchen besticktes Mieder war das Kopftuch, das sie so straff unter ihrem Kinn geknotet hatte, als wollte sie damit all die Geheimnisse festhalten, die sich in ihrem Kopf verbargen. Sie war wie ein uralter Olivenbaum, der zwar keine Worte kannte, doch schon vieles gesehen hatte, und in dessen Blättern und Zweigen die Weisheit wohnte.

Seit Severino Zara sie am frühen Morgen hatte rufen lassen, stakste die Hebamme nun schon auf ihren kurzen Beinen durch das Haus der Familie Zara und erteilte Befehle an jeden, der ihr über den Weg lief, doch der Säugling im Bauch von Assunta wollte noch nichts davon wissen, auf die Welt zu kommen.

Dieses im Hause Zara bevorstehende Ereignis war indessen alles andere als glücklich, es wurde vielmehr ge-

fürchtet. Jeder in Baghintos hätte es lieber gesehen, wenn es nicht zu dieser Geburt gekommen wäre.

Als Tzia Mercedes nun wieder das Zimmer der Gebärenden betrat, unterbrachen die Frauen, die einen Kreis um die große geweihte Kerze gebildet hatten, ihre gleichförmige Litanei. Die Augen so groß wie ein Adler, der den Hasen aus seinem Bau zerrt, bekreuzigte sich Tzia Mercedes.

»Weitermachen, ihr müsst immer weitermachen!«, ermahnte sie mit ernster Stimme die Nachbarinnen der leidgeplagten Familie. »Betet, betet den Rosenkranz, von Anfang bis Ende. Und wenn ihr fertig seid, fangt wieder von vorne an! Wir dürfen nichts unversucht lassen. *Deusu ci gastidi*, Gott steh uns bei.«

Im selben Moment klopfte es, und eine junge verschüchterte Magd brachte einen Stapel Laken. Cesarina, so hieß sie, hätte gern auf der Stelle kehrtgemacht, um im schützenden Dunstkreis der Ysop-Blätter, die in der Küche neben dem Kruzifix über der Feuerstelle hingen, ihren Pflichten nachzugehen, konnte jedoch der Versuchung nicht widerstehen und warf, mit einem Fuß schon auf der Schwelle, einen Blick auf ihre qualvoll in Schmerzen und Angst liegende Herrin. Um ein Haar hätte der Anblick ihr die Sinne geraubt, und so flehte sie zu sämtlichen Heiligen, dass wenigstens einer von ihnen sich ihrer Seele erbarmen möge.

»Aus dem Weg, Eselin!« Tzia Mercedes schubste das Mädchen hinaus und eilte zum Kopfende des Bettes. Kurz musterte sie Assunta, die stumpf an die Decke stierte und in unaufhörliche Gebete versunken die Lippen bewegte, dann beugte sie sich zu ihr hinab.

»Heiliger Sisinnius, macht, dass es kein Mädchen wird!

Macht, dass es kein Mädchen wird! Ich flehe Euch an, heiliger Sisinnius, macht, dass es kein Mädchen wird! Erweist mir diese Gnade, nur diese eine Gnade!«

»Recht so, recht so, betet zum heiligen Sisinnius, dass er Euch gnädig sei«, bestärkte die Hebamme die werdende Mutter.

Pechschwarzer Himmel und blitzgeschwängerte Erde: Draußen wütete ein gewaltiges Gewitter. Tzia Mercede schob einen zweiten Dreifuß umgedreht unter das Bett der Gebärenden.

»Küsst das Andachtsbildchen des heiligen Sisinnius, tut mir den Gefallen ... Und noch einmal. Legt es Euch auf den Bauch. Es muss die Haut berühren.«

Die Hebamme nahm eine Schüssel mit Weihwasser und benetzte Assunta damit unter Beschwörungsformeln wie ein ausgetrocknetes Pflänzchen.

Kurz darauf gellte ein Schmerzensschrei durch die Luft, der bis an die Dorfgrenzen von Baghintos zu hören war, so als wollte Assunta das Donnerrgrollen übertönen. Als hätte ein Blitz sie getroffen und ihr Fleisch gemartert.

»Der Lump will heraus, möge die Gnade des Allerhöchsten uns vor ihm schützen! Schieb ihn raus, meine Tochter! Los, schieb ihn raus!« Tzia Mercede krepelte die Ärmel hoch, um im richtigen Moment das hervorzu ziehen, was da ans Licht kommen wollte. »Gut so, sehr gut!«

Noch mehr Schmerz, noch mehr Blut. Bis endlich, nach langem Leiden, Tzia Mercede etwas fand, was sie ordentlich packen und herausziehen konnte. Zuerst ein Köpfchen mit schwarzen Haaren. Dann einen violetten Leib. Es war geboren. Jetzt galt es, keine Zeit zu verlieren. Tzia Mercede packte es an den Beinen und hob schon die Hand,

um ihm mit einem Klaps zum ersten Atemzug zu verhelfen. Doch dann hielt sie inne, steif und bleich, wie zur Salzsäule erstarrt.

Assunta hob mühsam den Kopf und blickte sie an, mit aufgerissenen Augen, den Mund vom Keuchen noch geöffnet.

»Ist es ... ein Mädchen?«

Die Angst vor der Antwort raubte ihr die letzten Kräfte.

Doch Tzia Mercede schwieg. Und wollte dem Kind auch keinen Klaps mehr versetzen. Dieses aber schaffte von sich aus das erste Wimmern und begann nun, stark und lebendig wie ein Tierjunges, unbändig zu strampeln, als wollte es sich selbst auf die Füße stellen.

Um ein Haar hätte die Hebamme es fallen lassen. Ihre Miene war düster, ihr Blick auf einen Schlag uralte und in weite Ferne gerichtet unter Gedanken, die man lieber nicht streifte, denn sie waren hässlich und drehten sich um Dinge, so schwarz und unheilvoll wie die Nacht.

»Es ist zu spät«, sagte sie schließlich mit dünner Stimme und legte den Säugling auf das Bett, ergriff eine Schere und schnitt ein Stück Nabelschnur ab, das sie in ein mit Ähren besticktes Leinentuch wickelte und der Mutter reichte.

»Das müsst Ihr gut aufbewahren, was immer auch geschehen mag. Wenn Ihr es verliert oder aus Versehen werft, gibt es keinen Schutz mehr gegen *jene*. Das weiß ich von meiner Großmutter und die hat es von ihrer Großmutter. Darum tut, was ich Euch sage.«

Assunta sank in ihre Kissen zurück. Sie fand kaum noch die Kraft zu atmen, und als Tzia Mercede ihr das Kind hinhielt, drehte sie nur den Kopf weg.

»Ein Mädchen«, sagte die Hebamme mit so düsterer

Stimme, als verkündete sie ein Todesurteil. Doch Assunta wusste längst Bescheid, so wie sie auch alles andere wusste.

Darauf wickelte Tzia Mercede den Säugling in ein Tuch und verließ damit das Zimmer. Sie hielt das Kind ein Stück von ihrem Busen entfernt, als trüge sie Gift vor sich her. Schnellen Schrittes stieg sie die Treppe hinab zu den beiden Männern, die ihr voll Hoffen und Bangen entgegenblickten.

Severino Zara kaute auf einem kleinen Zweig herum, während die Perlen des Rosenkranzes durch seine groben Bauernfinger glitten. Der Schnäuzer und die dichten, geraden Augenbrauen gaben ihm das Aussehen einer düsteren Schleiereule, ernst und gründlich in der Beobachtung von Details. Er hatte Augen so blau wie kleine, gefasste Edelsteine, genau wie sein Vater Efsio, der mit seinem Blick die Seelen der Dinge und Menschen durchdrang und darum auch von jedermann im Dorf respektiert wurde.

Eine sardische Berritta auf dem Kopf, deren langer Zipfel über sein linkes Ohr herabhing, den wollenen Orbace-Rock am Leib und darüber die Weste aus schwarzem Fell umklammerte Efsio nun den Ellbogen seines Sohnes. Doch nicht aus Schwäche. Er war von robuster Statur und lief noch sicheren Schrittes durch Wälder und Felder. Efsio hatte vor nichts Angst, als er nun aber die finstere Miene der Hebamme erblickte, bebte sein weißer Bart.

Tzia Mercede musste nichts sagen. Sie hob eine Kante des Tuchs an und drehte die Kleine so, dass Vater und Großvater sie sehen konnten.

»*Gesusu!*«, stieß Efsio den heiligen Namen Christi aus.

»Seht her«, erklärte Tzia Mercede und deutete auf das winzige Schwänzchen, das am unteren Ende des kleinen Rückens hervorragte, sowie auf die Zähnchen, die wie

weiße Getreidekörner in dem weichen Kiefer glänzten. Die Kleine schien über die Inspektion wenig erfreut; sie strampelte und protestierte und wollte wieder umgedreht werden, Vater und Großvater starrten jedoch wie gebannt auf die schrecklichen Male des Teufels.

»Das sind die Zeichen, Tziu Efisio.«

»Seid Ihr Euch da ganz sicher?«

Tzia Mercede nickte.

»Natürlich, seid Ihr noch bei Sinnen?! Sie ist die Siebtgeborene und geboren in der Nacht auf Allerseelen. Und sie hat das Schwänzchen und schon sämtliche Zähne. Sie ist eine *coga*! Es ist Schicksal.«

Efisio sah sie an, und ihm stockte das Blut in den Adern. Cesarina und die ältere Dienstmagd Cicita, die in einem Winkel alles belauscht hatten, rannten weg und schlossen sich in der Küche ein, und auch die Nachbarinnen, die hinter der Hebamme die Treppe heruntergekommen waren, zogen nun ihre rabenschwarzen Tücher enger und verließen unter tausend Beschwörungen und Bekreuzigungen schnell das Haus.

»Nun«, Tzia Mercede beugte sie sich vor, um dem Vater das lästige Bündel in die Arme zu legen, »hier, das ist jetzt Eure Sache. Tut, was zu tun ist. Und tut es schnell!«

Ohne ein weiteres Wort wickelte die Hebamme sich in ihr Schultertuch und verließ ungeachtet des noch immer heftig prasselnden Regens das Haus. Den Korb mit Brot, Schinken, Käse und Eiern, den die Mägde für sie gerichtet hatten, ließ sie stehen. Niemals, um nichts auf der Welt hätte sie den angenommen, nachdem sie einer *coga* ins Leben verholfen hatte. Ohne sich auch nur einmal umzudrehen, hastete sie unter dem alten Feigenbaum hindurch über den Hof zu dem gewundenen Pfad, der zum Haus

ihrer Schwester hinabführte, von wo aus sie am nächsten Morgen in ihr Dorf zurückkehren würde.

Ef시오 und Severino sahen sich wie versteinert an. Aus dem Zimmer der Mutter erklang ein jämmerliches Klagen.

Ef시오 hatte Säuglinge noch nie leiden können. Die vielen Falten und das ganze Geschrei. Sie waren für ihn nichts anderes als diese eigenartigen *Omineddus*, Gnome, die er als Kind heimlich durch die Ritzen der Nuraghe Marxani beobachtet hatte, diesem uralten Steinturm auf dem Berg oberhalb seines Dorfes, in dem es von ihnen wuselte wie im Nest einer Spinne. Er erinnerte sich noch gut daran, dass sie ihm bis kaum an die Knie reichten und Gesichter hatten, die nur aus Falten bestanden. Zu den Feen und den anderen Wesen, die in den Nuraghen der Umgebung wohnten, waren die Kinder aus Baghintos immer gern gegangen; sie waren ihr großes Geheimnis, denn die Erwachsenen konnten sie nicht sehen.

Mit seinem knotigen Zeigefinger schob er das Tuch ein wenig zur Seite, um seiner Enkelin ins Gesicht zu sehen. Beim Anblick der dunklen Haare, so dicht wie das Fell eines Tieres, des kleinen gekräuselten Mundes und der schlammgrünen Augen verzog er missbilligend das Gesicht. Und erst die Runzeln: Die Kleine hatte ja fast mehr Falten als er!

»Sie ist hässlich. Und sie ist böse.«

Sein Sohn Severino wollte sie indes nicht einmal mehr anschauen.

»Womit haben wir das verdient?!«, stieß er mutlos hervor. »So ein Unglück! Was soll ich nur tun, Babbo?«

»Was getan werden muss, muss getan werden. Hör auf mich.«

Severino ließ seinen Blick über die Treppe schweifen, über die Intarsien und die Zierleiste der Anrichte, das Schilfrohrgeflecht über den dicken Holzbalken an der Zimmerdecke, die Fensterscheiben, gegen die der Regen peitschte; alles sah er an, nur nicht seinen Vater und das Kind in seinen eigenen Armen.

»Und wer soll es tun?«

»Severino, du mußt es tun, du! Hast du mich verstanden?«

Severino wich dem stechenden Blick seines Vaters aus. Er wollte nicht, dass er sah, wie viel Angst er hatte. Sein Magen war in solchem Aufruhr, dass ihm die Knie zitterten.

»Und wie? Stecke ich sie in einen Eimer Wasser?«

»Nein! Den Leibhaftigen kann man nicht ersäufen. Leg sie auf den Mühlstein und nimm dann einen schönen großen Stein. Aber schwer muss er sein! Das ist die einzig mögliche Art, glaub mir.«

Severino starrte stumm zu Boden. Sein Vater schüttelte ihn kräftig am Arm.

»Hast du das verstanden?! Es muss noch in dieser Nacht geschehen, um Himmels willen, oder unser Schicksal ist besiegelt!«

Severino rührte sich noch immer nicht, stand nur da, mit seiner Tochter, der Siebtgeborenen, im Arm; er hätte Wurzeln schlagen können, ohne es zu merken. Plötzlich und so überraschend wie sonst der Juniregen drehte er sich dann auf einmal um und rannte auf den Hof hinaus, hinüber zu dem alten Mühlstein, mit dem sie früher das Korn gemahlen hatten, und legte das strampelnde Bündel darauf ab. Aus der Trockenmauer, die den Hof mit den Hühnern vom Dreschboden trennte, löste er danach einen

großen Stein und ging damit zurück. Tief atmete er die eisige Luft ein, holte, den Brocken in der Hand, aus und – zögerte.

In diesem Augenblick entblößte ein Windstoß den schmalen Kinderleib. Die Kleine war noch blutverschmiert, doch der Regen wusch sie schnell sauber. Ihr Anblick erinnerte den Vater an seine sechste Tochter, die zwei Jahre zuvor geboren worden und eine Woche nachdem sie das Licht der Welt erblickt hatte, gestorben war. Aber Giulia war normal gewesen, sie schon. Severinos Herz wurde weich, und der Mut, den er so mühsam zusammengerafft hatte, verpuffte in einem traurigen Seufzer. Er ließ die Waffe, mit der er den Tod hatte bringen wollen, fallen und wich einen Schritt zurück. Mit zusammengekniffenen Augen blickte er hinauf in den wasserstarrenden Himmel. Und traf dann eine Entscheidung. Er würde seine Siebtgeborene dem strömenden Regen und der eisigen Nacht überlassen. Ja, das würde er tun. Gramgebeugt und auf einen Schlag um Jahre gealtert, kehrte er ins Haus zurück, die Hände schützend über die Ohren gelegt, und blickte dort erst wieder auf, als die schrecklichen Klagelaute endlich verstummt waren.

Seit Stunden schon ließen die fünf Zara-Schwestern den Teller mit gekochten Linsen und das Glas Rotwein, die sie draußen auf das Fensterbrett der Küche gestellt hatten, nicht aus den Augen. Doch wegen des Gewitters und der Donnerschläge waren in dieser Nacht die Seelen der Toten weder auf dem Friedhof noch in den Dorf-gassen gesehen worden. Die verstorbenen Verwandten, welche die Lebenden besuchten, hatten die Teller, die die Familien als Dank für ihren Schutz in irdischen Dingen für sie bereitstellten, nicht angerührt.

Still und mit gespitzten Ohren lauschten die Mädchen aber auch auf die Klagelaute und die schlurfenden Schritte im oberen Stockwerk, während sie die süßen *Pabassinas* knabberten, die die Mägde anlässlich des Allerseelentages gebacken hatten, sie horchten auf jedes kleinste Geräusch, ängstlich und zugleich hoffnungsvoll, dass jeden Moment etwas Unfassbares passieren würde. Sie wussten, dass sie ein weiteres Geschwisterchen bekommen sollten, eigenartigerweise schien die Sache dieses Mal jedoch so schwer zu wiegen wie ein Trauerfall, was für sie völlig unverständlich war.

Mariuccia war mit ihren gerade mal drei Jahren die kleinste der fünf Schwestern und so zart wie ein Blümlein auf dem Felde. Bei ihrer Geburt hatten die Ärzte gesagt, das Kind habe »kaputte« Nieren: Sie seien zu klein, um damit zu überleben. Sie konnte noch nicht sprechen, doch im Haus grämte man sich nicht darüber, sondern war froh, sie überhaupt noch bei sich zu haben. Wenn die Kleine etwas mitteilen wollte, sprach Desolina für sie, außer der Mamma die Einzige, die sie verstand.

Desolina war fünf, sah aber mindestens zwei Jahre älter aus; sie stopfte den ganzen Tag Essen in sich hinein, am liebsten Süßes, und alle wussten, dass der geringste Verdacht auf etwas Unheimliches genügte, damit sie sich ängstlich in einen Winkel verzog. Von den fünf Schwestern hatte sie allein die blauen Augen ihres Vaters und Großvaters geerbt, ihre waren jedoch von einem verwaschenen Blau, standen weit auseinander und waren ein wenig nach unten gerutscht wie bei dem alten Schäferhund, der einen Monat zuvor gestorben war.

Fedela, die Drittgeborene, lief einen Großteil des Jahres barfuß herum. Sie war so springlebendig wie ein Zicklein, die Hände waren stets leicht klebrig und zudem hatte sie auch ein vorlautes Mundwerk. Die alten Frauen im Dorf hatten ihre Beinnochen untersucht und geweissagt, dass sie von der Kinderschar wohl am größten werden würde, zu Fedelas großem Unmut, da sie nicht die geringste Lust hatte, wie eine Distel aus der blühenden Wiese zu ragen.

Einigkeit hingegen herrschte im Hause Zara und im Dorf darüber, dass die schönste und meistbewunderte der fünf Schwestern die älteste von allen war. Lucia war zehn Jahre alt und wie eine kleine Sonne, mit warmen, nussbraunen Augen und weichem, gelocktem Haar, das

das vollkommene Oval ihres Gesichts sanft umrahmte. Ihre olivbraune Haut war eine Freude, genauso wie ihre weise Urteilskraft und Güte, die sie in Geist und Seele barg. Wenn sie sprach, lauschten die Schwestern voller Respekt, und es gab keine Widerrede. Zumal ihre Stimme streng und machtvoll war wie die der Mutter, der man sich ebenso wenig entziehen konnte.

Dass Lucia in der Familie die Beliebtste war, stieß der zweitgeborenen Pinella übel auf. Ihre große Schwester bekam immer die besten Kleider, von einer Schneiderin eigens für sie genäht, und zur Kommunion hatte die Mutter ihr den kostbaren Rosenkranz mit echten Perlen geschenkt, der einst Großmutter Elena gehört hatte. Lucia wurde schnell verziehen, wenn sie mit ihrer Dickköpfigkeit oder übermäßigen Neugier etwas anstellte, und die besten Happen beim Essen schob der Großvater immer ihr zu. Und außerdem war sie der Liebling von Cicità, der Altmagd, die den Haushalt führte und sich um die fünf Mädchen kümmerte, als wäre sie die eigentliche Mutter. Ein Lächeln von Lucia genügte, und die übrige Familie erfüllte ihr willig jeden Wunsch.

Darum fühlte Pinella sich ihrer Schwester Lucia stets ein wenig unterlegen. Nicht selten verknötete sich Pinellas Zunge, wenn Lucia sie ansah. Sie fühlte sich dann klein und hässlich, weil es ihr so vorkam, als ob Lucias Blick sie für etwas tadelte, was sie gesagt oder getan hatte. Und bei jedem Lächeln und jeder Zärtlichkeit glaubte sie, ihre große Schwester wolle sich nur lustig über sie machen. Doch Lucia liebte alle ihre Schwestern gleichermaßen, und wenn es jemandem im Haus nicht gut ging, egal ob Mensch oder Tier, bemühte sie sich umgehend, Trost zu spenden. Wie ihre Schwestern hatte auch Pinella dunkle